



Homosexualität und Migrationsfamilien

Von Ilka Borchardt

Das Ehepaar Yldirim hat sich bei Ihnen für die Erziehungsberatung angemeldet. Thema der Beratung sind die sinkenden schulischen Leistungen ihrer Tochter. Die Tochter ist 16 Jahre alt und geht auf ein Gymnasium.

Frau Stepanowa besucht Ihre Familienberatungsstelle in der offenen Sprechzeit. Sie hat sich angemeldet mit der Bitte um Informationen über Psychotherapeutinnen für ihren 15-jährigen Sohn. Dieser verhalte sich „unmännlich“ und benötige deshalb dringend therapeutische Hilfe.

Wie bereiten Sie sich auf die Gespräche vor? Welche Themen spielen bei der Vorbereitung für Sie eine Rolle? Welche Themen werden die Eltern Ihrer Meinung nach einbringen? Welche Themen möchten Sie ansprechen? Besteht für Sie ein Unterschied zwischen den Ratsuchenden? Welcher wäre das? Und welchen Einfluss hat das auf Ihre Beratungsarbeit?

Für den Umgang mit dem Thema Homosexualität in Migrationsfamilien sind ebenso wie in anderen Bereichen der Sozialen Arbeit grundlegende Kenntnisse über unterschiedliche Facetten von Migration in Deutschland hilfreich. Dazu betrachten wir nach einem kurzen Überblick mit Bezug auf das Thema des Handbuchs die Bedeutung von Familie im Kontext von Migration. Familie und das soziale Umfeld erweisen sich im Zusammenhang mit einem Coming-out immer wieder als relevante Faktoren, als Hindernis oder als Ressource. Daher wenden wir im nächsten Schritt den Blick auf das soziale Umfeld. Homosexuelle und Menschen mit Migrationshintergrund teilen Diskriminierungserfahrungen aufgrund unterschiedlicher Merkmale. Als Erfahrung von Fremdheit oder Fremdgemachtwerden betrachten wir Aspekte von Rassismus bzw. Kulturalisierung. Abschließend umreißen wir unser Konzept von Kultursensibilität, als Versuch, mit der Frage nach Migrationshintergrund und Kultur auch im Zusammenhang mit dem Thema Homosexualität in der professionellen Praxis umzugehen.





Migration in Deutschland

In medialen Diskursen und im gesellschaftlichen Bewusstsein besteht die Tendenz, Migrantinnen und Migranten in Deutschland auf wenige Aspekte zu reduzieren: als Gruppen mit Migrationshintergrund werden meist Menschen türkischer Herkunft genannt, als Migrationstyp steht Arbeitsmigration als „Gastarbeiterin oder Gastarbeiter“ im Vordergrund, als soziales Problem werden sogenannte Zwangsheirat und Ehrenmorde immer wieder thematisiert und als häufigste Religion von Migrantinnen und Migranten wird der Islam vorausgesetzt.¹ Solche Darstellungen ignorieren die Komplexität von Migration und die Heterogenität der Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. Darüber hinaus zeichnen sie in der Regel ein gerade für die Soziale Arbeit problematisches, weil defizitäres und problemorientiertes Bild und verhindern ressourcenorientierte und klientenzentrierte Arbeit.

Stattdessen sollten die Begriffe Migration und Migrationshintergrund eher als „Kaleidoskop“ eines sozialen Phänomens verstanden werden, das sich auf vielfältigen Facetten zusammensetzt²: Die Formen der Migration in Deutschland reichen von der Migration als Studentin und als Arbeitsmigrant über Familiennachzug, Ehemigration und bikulturelle Partnerschaften, Flucht, Asyl und die Rückkehr deutscher Staatsbürger sowie Migration als Spätaussiedlerin oder Spätaussiedler bis hin zu Sonderregelungen für besondere Berufsgruppen oder im Rahmen von rechtlichen Übereinkommen wie der EU-Freizügigkeit. Die Herkunft von Menschen mit Migrationshintergrund lässt sich auf viele Länder der Erde zurückführen, auf EU-Länder, andere europäische, afrikanische, asiatische und amerikanische Länder und Australien. In dieser Aufzählung berücksichtigt sind weder Differenzen auf den Kontinenten, also zwischen den Ländern noch Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen innerhalb der Länder. Der Zeitpunkt der Migration kann mehrere Jahrzehnte, aber auch erst wenige Wochen zurückliegen. Auch Aufenthaltsstatus, also eine formal-juristische Unterscheidung, ist vielfältig: er reicht vom Status als Spätaussiedler, Eingebürgerte, EU-Inländer, Asylbewerberin,

¹ Diese Aufzählung ist weder vollständig noch soll sie repräsentativ sein. Es geht hier vielmehr darum zu verdeutlichen, wie ein vielfältiges und komplexes Phänomen vereinfacht und reduziert wird.

² Eine ausführliche Darstellung der Geschichte von Einwanderung nach Deutschland würde hier den Rahmen sprengen. Überblicke über verschiedene Formen von Migration nach Deutschland, über ihre Geschichte und weitere für die Soziale Arbeit relevante Aspekte finden sich unter anderem in Jagusch 2011, Fischer, Springer 2011, Oswald 2007.



Flüchtling und Menschen ohne Papiere bis hin zu Deutschen ohne eigene Migrationserfahrung, bei denen mindestens ein Elternteil der oben genannten Gruppe angehört. Die religiöse Orientierung umfasst die Zugehörigkeit zu einer der diversen Buchreligionen sowie animistische, buddhistische und andere Religionen, oder reichen bis hin zu nicht religiös oder atheistisch. Auch die „soziale Herkunft“ oder „sozio-ökonomische Lebenslage“ (vgl. Jagusch 2011: 117–120; ADS 2013: 34)³ spielt ebenso eine Rolle, wenn ein Bild von „dem Migranten“ oder „der Migrantin“ gezeichnet werden soll. Denn gerade die beiden letztgenannten wirken auf die Wahrnehmung sozialarbeiterischer Themen und Interventionsmöglichkeiten.

Erstellen Sie einmal eine kleine Übersicht, in der Sie die folgenden Fragen über Klientinnen und Klienten beantworten, die Ihre Einrichtung schon einmal aufgesucht haben:

Sind diese Klientinnen oder Klienten selbst migriert? Oder ihre Eltern oder Großeltern? Wie sind sie nach Deutschland gekommen (Art der Migration)? Woher (Land und Region) sind sie nach Deutschland gekommen? Wann sind sie nach Deutschland gekommen? Welchen Aufenthaltsstatus haben sie in Deutschland? Gehören sie oder ihre Vorfahren Minderheiten im Herkunftsland des Migrationshintergrundes an? Wenn ja – welcher? Welcher Religion gehören diese Klientinnen und Klienten an? Welchen Beruf üben sie aus? Welchen Berufsabschluss haben sie? In Deutschland und im Herkunftsland? Haben sie ihren Partner/ihre Partnerin selbst gewählt? Oder haben die Eltern darüber entschieden?

Ergänzen Sie diese Fälle um die Antworten in Bezug auf Bekannte und Freunde mit Migrationshintergrund. Regen Sie Kolleginnen und Kollegen an, ebenfalls eine solche Übersicht zu zeichnen. Und dann vergleichen Sie sie untereinander. Was fällt Ihnen auf?

Migration und Familie

„Familie ist für Russlanddeutsche, glaube ich, sehr sehr wichtig. Ich weiß nicht, ob's bei allen so ist,

³ In Deutschland existiert kein Diskriminierungsverbot (z.B. im AGG) auf der Grundlage des Merkmals „soziale Herkunft“. Es ist jedoch gerade für die Soziale Arbeit in Beratung und Bildung relevant sowie für einen horizontalen Ansatz mit Blick auf mehrdimensionale Diskriminierung



aber in meiner Familie ist das jedenfalls so, dass es an erster Stelle steht. Und dass man sich einfach sehr umeinander sorgt, und es enorm wichtig ist, was aus den einzelnen Familienmitgliedern wird, dass die sich gut entwickeln sozusagen und quasi ein Leben lang beieinander bleiben.“ (Julia, 24, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“.)

Wenn Migrationsfamilien in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten, birgt dies stets die Gefahr ihrer „Besonderung“. Das bedeutet, Migrationsfamilien (im Gegensatz zu Familien ohne Migrationshintergrund) werden nicht nur als etwas Besonderes, Anderes oder Fremdes behandelt. „Besonderung ist [vielmehr auch] geeignet, den Alltagsdiskurs über besondere Risiken und Integrationsdefizite bei Familien mit Migrationshintergrund zu bestätigen.“ (Filsinger 2011: 48f.). Auch wenn es in diesem Kapitel um Familien mit Migrationshintergrund geht, sollen sie doch als „normale“ Familien und nicht als eine ‚Sonderform‘ [betrachtet werden], deren Leistungen und Probleme vor allem aus der ‚Tatsache der Migration‘ erklärt und damit kulturalisiert werden.“ (Oswald 2007: 131). „Der Verzicht auf eine Besonderung [stellt jedoch] (noch) keine ernsthafte Alternative dar.“ (Filsinger 2011: 49). Denn wie in früheren Kapiteln deutlich wurde, ist gerade im Umgang mit dem Thema Homosexualität in der Sozialen Arbeit der familiäre Kontext von grundlegender Bedeutung. Hier gilt es umso mehr, Migrationsfamilien nicht zu einer Sonderform zu erklären und entlang kulturalistischer oder ethnisierender Differenzlinien zu problematisieren. Vielmehr ist das Ziel, das Fachpersonal der Familienberatung und -bildung mit Menschen unterschiedlicher Hintergründe auch für mögliche „ethno-natio-kulturell“ bedingte Verhaltensweisen“ von Familiensystemen zu sensibilisieren, „ohne diese überzubetonen und darauf differenzsensibel zu reagieren“ (Jagusch 2012: 93).

Bei aller Vielfalt von Menschen mit Migrationshintergrund und aller Komplexität von Migration als globalem Phänomen ist in der Migrationsforschung mittlerweile Konsens, dass „Migration selbst (...) in aller Regel als familiäre Migration strukturiert [ist]“ (Pries 2011: 25). Das schließt die Entscheidung zur Migration, die Organisation in der Ankunftsregion und Fragen der Integration ein. Dabei spielen „für internationale Migrationsprozesse (...) die großfamilialen Strukturen und die weiteren verwandtschaftlichen und gemeindebasierten Netzwerkbeziehungen“ eine wesentliche Rolle (Pries 2011: 25).



“Unabhängig von den Migrationsmotiven und den Modi der Migration ist diese mit erheblichen Folgen für die Familienstruktur und die familiäre Lebenswelt verbunden. Die (neu arrangierten) Familien-, Generationen- und Verwandtschaftsbeziehungen sind wiederum bedeutsam für Eingliederungsprozesse. Krisen-, Differenz- und Fremdheitserfahrungen sind konstitutiv für den Erfahrungszusammenhang der Migration.“ (Filsinger 2011: 51). Dabei lassen sich weder Krisen-, Differenz-, Fremdheitserfahrungen, noch solche der Diskriminierung und des Ausschlusses verallgemeinern. Denn diese sind „schließlich nicht unabhängig von sozialen Differenzenerfahrungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Positionierung“ (Filsinger 2011: 51). Für die Soziale Arbeit ist es dabei mit Bezug auf Klientinnen und Klienten vor allem wichtig, die „individuellen Bewältigungskompetenzen der Betroffenen – [das] ökonomische (...), kulturelle (...) und soziale (...) Kapital“ (Filsinger 2011: 51) im Blick zu behalten. Eine Quelle dafür ist die Familie.

Fremdheitserfahrungen sind oftmals in der Familie geteilte Erfahrungen. Daher können familiäre Netzwerke (Familiensysteme) bei der Bewältigung von (stressreichen) Differenz- oder Fremdheitserfahrungen unterstützen. Gerade wenn es also um Erfahrungen der „Besonderung“, des „Anders-gemacht-Werdens“ aufgrund des realen oder vermeintlichen Migrationshintergrundes geht, bietet die Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit dem gleichen Merkmal Migrationshintergrund oder Fremdheit (z.B. in einer Familie mit Migrationshintergrund) Ressourcen wie Solidarität und Zusammenhalt in der Gruppe. Gemäß des Minderheitenstressmodells (Meyer 2003) helfen diese Ressourcen Minderheitenangehörigen, die psychische Gesundheit zu bewahren oder wieder zu erlangen, die durch den Minderheitenstress angegriffen wird.

Dabei bestehen Unterschiede in den Fremdheitserfahrungen zwischen den Generationen: Kindern der zweiten oder dritten Generation mit Migrationshintergrund machen andere Fremdheitserfahrungen als ihre Eltern, da sie beispielsweise in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und sich selbst als Deutsche wahrnehmen, von außen jedoch als „anders“ oder „Ausländer“: „Für uns ist Heimat die Leere, die entstand, als unsere Eltern (...) verließen und nach Deutschland gingen. Ihre Entscheidung zerriss unsere Familiengeschichte. (...) Die gebrochenen Geschichten unserer Familien machen es schwer, eindeutig zu sagen, woher wir kommen. Wir sehen aus wie unsere Eltern, sind aber anders als sie. Wir sind allerdings auch anders als die, mit denen wir



zur Schule gingen, studierten oder arbeiten. Die Verbindung von Biographie und Geographie ist zerrissen. Wir sind nicht, wonach wir aussehen.“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 50f.)

Trotz aller Unterschiede zwischen der Eltern- und Kindergeneration zeigen quantitative Studien, dass „in Migrantenfamilien die intergenerativen Beziehungen stärker ausgeprägt sind als in nicht gewanderten Familien in der Herkunfts- oder in der Aufnahmegesellschaft“ (Filsinger 2011: 58). Familiäre Netzwerke (mit und ohne Migrationshintergrund) sind zwar im Allgemeinen eine Ressource für soziales Kapital. Sie bringen aber auch ein „hohes Verpflichtungskapital und ein hohes Maß an sozialer Kontrolle“ mit sich (Janßen 2011: 295f.). Beide Aspekte – die Ressource für soziales Kapital und das Verpflichtungskapital bzw. die soziale Kontrolle – spielen im Falle eines Coming-outs eine entscheidende Rolle. In den vorhergehenden Kapiteln (v.a. Kapitel 3 „Großeltern in Regenbogenfamilien“) ist dies deutlich geworden. Ein Coming-out als Lesbe oder Schwuler und als Angehörige von Lesben und Schwule ist kein individueller Prozess, sondern stets in soziale und gesellschaftliche Kontexte eingebunden. Wenn intergenerative Beziehungen in der Familie und familiäre Netzwerke von größerer Bedeutung sind, sowohl als Ressource unter anderem für Stabilität, soziale Sicherheit und Zugehörigkeit, als auch in ihrer Kontrollfunktion, ist die Gefahr des Verlusts für die sich outende Person größer. Diese Gefahr geht auch mit großer Angst der Kinder einher, die Eltern zu enttäuschen.

„Wie kann es nur sein, dass ich mich vor der ganzen Welt oute, einen Film über mich drehen lasse, es aber nicht schaffe, mich vor den eigenen Eltern zu outen? Es ist nicht so, dass ich nicht über das eigene Leben als Schwuler spreche, aber die Bezeichnung ‚anders‘ oder ‚komisch‘ muss in unseren Gesprächen ausreichen, so wie damals in Polen. Wir haben einfach keine Worte dafür, wenn wir miteinander Polnisch sprechen. Vielleicht wollen wir uns gegenseitig schützen, weil das Thema Homosexualität immer noch peinlich ist.“ (Jacek, Polen, In: Ruhrus, baraka 2011: 62)

Es gilt hier ebenso wie in Familien ohne Migrationshintergrund, die Ressourcen innerhalb der Familienstrukturen zu identifizieren und zu stärken. Gerade in Migrationsfamilien können (bewältigte) Fremdheitserfahrungen der (heterosexuellen) Familienangehörigen als Beispiele dienen, die übersetzbar machen, wie tiefgreifend die Erfahrung von Differenz für Homosexuelle ist. Auch wenn es sich um verschiedene Arten von Differenz und verschiedene Erfahrungen von Fremdheit



handelt, bietet eine solche Übersetzungsmatrix doch einen Ausgangspunkt für gegenseitiges Interesse und Kommunikation miteinander.

Migrationsmotivationen wie „Euch (den Kindern) soll es einmal besser gehen als uns“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 94) können nach unserer Erfahrung eine sehr emotionale und wirksame Antriebskraft sein, um sich mit einem Coming-out auseinanderzusetzen. In unseren Aufklärungsveranstaltungen (2005–2010) haben wir insbesondere von Müttern immer wieder die Aussage gehört: „Aber er ist doch mein Sohn und ich möchte, dass es ihm gut geht.“ Diese Motivationen sind jedoch auch ambivalent, denn im Zusammenspiel mit einer tief verwurzelten Homonegativität können sie auch in die gegenteilige Erfahrung umschlagen. Dem spielt das weitverbreitete Vorurteil zu, Homosexualität sei eine Erfindung des Westens bzw. „bei uns gibt es das [Homosexualität] nicht“: In dieser Kombination wird aus der ursprünglichen Motivation, den Kindern solle es besser gehen, der Selbstvorwurf „Wären wir doch nie nach Deutschland gekommen, dann wärest du auch nicht lesbisch/schwul geworden.“ Dies entspricht im Coming-out der Eltern dem Selbstzweifel, in der Erziehung etwas falsch gemacht zu haben.⁴

Geschwister und andere Verwandte können diesen Befürchtungen entgegenwirken helfen. So hat eine Studie (Familien- und Sozialverein des LSVD 2010) gezeigt, dass gerade Geschwister oftmals früher über die Homosexualität ins Vertrauen gezogen werden als die Eltern und dass sie zudem auch signifikant positiver reagieren. Vor allem heterosexuelle Geschwister können ausserdem lebende Gegenbeweise sein, wenn es um die Zweifel geht, in der Erziehung versagt zu haben. Andere Verwandte wie Tanten oder Onkel als Vertrauenspersonen können Fürsprecher sein, aber auch emotionale Unterstützung für die Eltern leisten. Sie sind weniger involviert und können aus dieser Distanz heraus, aber mit der Nähe zu der Familie die Vermittlung zwischen Eltern und Kindern übernehmen.

Vor allem aber spielen Fachleute der Sozialen Arbeit und andere von den Ratsuchenden anerkannte Autoritäten eine wichtige Rolle als Verbündete für Akzeptanz und Toleranz und zur Unterstützung der Angehörigen (mit und ohne Migrationshintergrund). Eine eigene Betroffenheit z.B. als

⁴ Siehe hierzu Kapitel 4.1 „Eltern von Homosexuellen sein“ dieses Handbuchs.



Angehörige von Homosexuellen kann hilfreich sein, ist aber keine Voraussetzung. Vielmehr können diese Autoritäten Ärztinnen und Therapeuten, religiöse Autoritäten und Prominente sein. Wenn diese sich glaubhaft für Akzeptanz und Toleranz aussprechen, hat dies Vorbildfunktion und regt zum Nachdenken an – ebenso wie in Familien ohne Migrationshintergrund. Umso wichtiger ist es, breit gestreut Verbündete zu finden, die sich gemeinsam für die Akzeptanz vielfältiger Lebensweisen engagieren. Entscheidend ist es also in jedem Fall, das soziale Umfeld von Ratsuchenden Angehörigen zu berücksichtigen und die Sorgen von Angehörigen vor der Reaktion des Umfeldes ernst zu nehmen, aber auch im sozialen Umfeld Verbündete und Unterstützer im Coming-out zu suchen.

Soziales Umfeld

„Meine Mutter sagte einmal zu mir: ‚Erzähl nicht zu viel von dir in Polen – das braucht dort keiner zu wissen!‘“ (Jacek, Polen, In: Ruhrus, baraka 2011: 62)

„Doppelt diskriminiert oder gut integriert?“, eine Studie im Auftrag des LSVD Familien- und Sozialvereins zur Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund, hat die Bedeutung des sozialen Umfelds als eine entscheidende Quelle für die Befragten bei der Unterstützung oder Behinderung in einem Coming-out gezeigt (Familien- und Sozialverein des LSVD 2010). Das stimmt mit Erfahrungen aus der Coming-out-Beratung, aus der Beratung von Angehörigen, aus Selbsthilfegruppen und aus Studien zum Coming-out überein: Die Probleme eines Coming-outs erwachsen nicht aus der homosexuellen Identität selbst, sondern aus der vorherrschenden Heteronormativität bzw. verinnerlichten Homonegativität und in einem zweiten Schritt aus Sorge oder Angst vor negativen, ablehnenden Reaktionen des Umfelds.

Das soziale Umfeld schließt die vielfältigen Lebensbereiche wie Ausbildung (Schule und Studium), Arbeitsplatz, Nachbarschaft, Gemeinschaften (Vereine, Organisationen u.a.) ein. Es ist ein Zusammenspiel verschiedener Bezugsgruppen und Zugehörigkeiten, denn Menschen bewegen sich nicht nur in einem einzigen Bezugsrahmen und sie sind nicht aufgrund eines einzelnen Identitätsmerkmals (Migrationshintergrund, sexuelle Identität usw.) abgegrenzt. Migrationsfamilien haben ebenso wie Familien ohne Migrationshintergrund heterogene soziale Umfeldler. Ein Unterschied mag jedoch in transnationalen sozialen Räumen bestehen, die für viele Menschen mit



Migrationshintergrund charakteristisch sind. Da diese per definitionem ein Produkt der Migration sind, haben Migrationsfamilien sehr wahrscheinlich weiterreichende transnationale soziale Netzwerke als Familien ohne Migrationshintergrund. In deren Folge leben Teile von Familien oder ganze Familien „zwischen den Welten“ und/oder fühlen sich „sowohl hier als auch dort“ zu Hause. „Die längerfristigen Auswirkungen transnationaler Sozialräume auf Familienstrukturen, Rollengefüge und individuelle wie kollektive Identitäten sind durchaus widersprüchlich und bedürfen in der Zukunft tiefergehender Erforschung.“ (Pries 2011: 32f.).

Die Auswirkungen transnationaler sozialer Räume in Bezug auf die Themen Homosexualität bzw. Homosexualität in der Familie sind noch weit weniger erforscht. So gibt es in Deutschland zur Lebenssituation von Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund nur die bereits erwähnte Studie „Doppelt diskriminiert oder gut integriert?“ (Familien- und Sozialverein des LSVD 2010), die auch die Beziehungen zu Familien und zum sozialen Umfeld berücksichtigt. Aus dem bestehenden Datenmaterial und aus Erfahrungsberichten lassen sich jedoch insgesamt sechs Thesen formulieren, die auch für die Soziale Arbeit mit Migrationsfamilien zum Thema Homosexualität relevant sind. Davon sind einige charakteristisch für transnationale soziale Räume, andere sind allgemeingültig und gelten auch für transnationale soziale Räume:

Grundsätzlich besteht die Möglichkeit eines „flexiblen Umgang[s] mit dem Leben in zwei [oder mehreren] getrennten Welten“ (Familien- und Sozialverein 2010: 19), auch in transnationalen sozialen Räumen. Es darf nicht per se von einer Zerrissenheit zwischen den Welten ausgegangen werden, sondern es sollten vielmehr die Ressourcen des Lebens mit mehreren Welten gesehen werden. Diese Perspektive wird auch in der Sozialen Arbeit unter dem Stichwort „hybride Identitäten“ immer mehr vertreten.

Wie jedoch individuell mit diesen Welten umgegangen wird, wie stark sie voneinander getrennt oder miteinander verbunden sind, ist sehr unterschiedlich (Ruhfus, Baraka 2011). Manche Menschen (mit Migrationshintergrund) erzählen Verwandten im Ausland nichts von der Homosexualität. Dies kann ein Schutz gegen homophobe Anfeindungen oder aber auch ein Versuch der Tabuisierung sein. Dies gilt vor allem für Lesben und Schwule in transnationalen sozialen Räumen.



Migrationsfamilien sind aufgrund ihrer transnationalen Verbindungen oftmals mehr als Familien ohne Migrationshintergrund gefordert, sich mit homophoben Vorurteilen im Ausland (z.B. im Ursprungsland des Migrationshintergrunds – „Herkunftsland“)⁵ auseinanderzusetzen. Diese ambivalente Situation bietet einerseits die Chance der kritischen Konfrontation mit Vorurteilen und die Chance der Aufklärung über andere Formen des Zusammenlebens. Andererseits fürchten Angehörige aber im Herkunftsland offen auf Fragen nach Enkeln, nach der Hochzeit des Sohnes oder der Tochter zu antworten.⁶ Erleichtert wird das Verschweigen durch sporadische Kontakte zum Beispiel im Urlaub oder per Telefon, Email usw. Verschweigen aber stört die Kommunikation. Es bleibt z.B. die unausgesprochene Sorge oder der Vorwurf „Wenn wir nicht nach Deutschland gekommen wären, wärst du nie schwul bzw. lesbisch geworden.“ Das stellt die Richtigkeit der Migrationsentscheidung an sich infrage, wertet die homosexuelle Identität ab und beschwört das Phantom der „Homosexualität als westliche Erfindung“.

„Selbst hier merke ich das, wenn ich mit meiner Freundin händchenhaltend durch die Stadt laufe, dass ich von den Ausländern schlecht angeguckt werde und teilweise auch von den Deutschen, aber auch eher dieses Verwunderliche: ‚Wie kann das sein? Sie ist doch Ausländerin? Sie ist mit einer Deutschen zusammen!‘ (...) Also ganz oft kriegst du dann eben einen Kommentar geschoben. Und einerseits krieg ich dann eben den Kommentar ‚Wie kann ne Türkin mit einer Deutschen händchenhaltend durch die Stadt laufen?‘ Aber dann kriegt auch meine Freundin dann wiederum einen Kommentar: ‚Warum verdirbst du sie?‘ oder ‚Was hast du mit ihr gemacht?‘ oder so.“ (Seda, 24 Jahre, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“)

Menschen mit Migrationshintergrund machen darüber hinaus vielfach die Erfahrung von Fremdheit oder Ausgrenzung aufgrund kulturalistischer oder rassistischer Zuschreibungen und Stereotype. Diese äußern sich in Vorstellungen wie: „Homosexuelle Migranten haben es wirklich schwer“ oder „Hier können sie wenigstens frei leben“. Andererseits sind auch Aussagen wie „bei uns gibt es das (Homosexualität) nicht, das ist eine Erfindung des Westens“ kulturalistische Abgrenzungen. Diese

⁵ Der Begriff „Herkunftsland“ wird bewusst in Anführungszeichen verwendet. Er verweist auf die „Herkunft“ des Migrationshintergrunds, nicht aber auf die Herkunft der genannten Personen selbst. In Ermangelung eines passenderen Begriffs sind hier Menschen mit Migrationshintergrund der zweiten und dritten Generation, sowie Kinder aus bikulturellen Partnerschaften eingeschlossen, sofern für sie das Merkmal Migration überhaupt selbst eine Rolle spielt.

⁶ Siehe hierzu Kapitel 3 „Großeltern in Regenbogenfamilien“.



Erfahrung ist nicht exklusiv für transnationale soziale Räume, sondern betrifft alle Menschen, die als „anders“ und als „fremd“ wahrgenommen werden.

Ein restriktives intolerantes soziales Umfeld kann der Grund sein, sich weitere soziale Umfelder zu suchen. Ein aufgeschlossenes tolerantes Umfeld hingegen unterstützt dabei, eine selbstbewusste und zufriedene sexuelle Identität aufzubauen. Dies gilt nicht exklusiv für transnationale soziale Räume, sondern ist eine allgemeingültige, jedoch nicht zu vernachlässigende Einschätzung.

Das Leben in transnationalen sozialen Räumen stellt sich also ambivalent dar. Es ist ein „Leben in und mit Übergängen“. Dabei sind es die Übergänge, welche Welten verbinden, aber auch Grenzen aufrechterhalten. Das Leben in diesen Übergängen kann eine Ressource und ein Hindernis sein, wobei aber „Migrationshintergrund an sich (...) kein Risikofaktor für körperliche und psychische Gesundheit“ ist (Familien- und Sozialverein 2010: 102). Es ist nicht möglich, eine einzige umfassend gültige Aussage über den Umgang des sozialen Umfelds im Migrationskontext mit Homosexualität zu treffen. Daher ist es notwendig, die Ratsuchenden mit und ohne Migrationshintergrund als Menschen mit vielfältigen und heterogenen sozialen Bezugsrahmen zu betrachten.

Diese Bandbreite von Erfahrungen muss in der Beratungs- und Bildungsarbeit berücksichtigt und gemeinsam bearbeitet werden, ohne dass man sich nur auf diese Erfahrungen konzentriert. Fachleute der Beratungs- und Bildungsarbeit zum Thema Homosexualität und Familien mit Migrationshintergrund sind herausgefordert, differenzsensibel zu sein und gleichzeitig Differenzen nicht überzubetonen, eigene Verunsicherungen und Unsicherheiten ernst zu nehmen und kompetent mit Uneindeutigkeiten und Ambivalenzen umzugehen.

Fremdheit, Kulturalisierung, Rassismus

„Wenn nichts mehr sicher ist, verspricht Kultur Zuordnung und Identität. Zugleich befördert der Kulturdiskurs Imaginationen der Bedrohlichkeit gegenüber jenen, die als kulturell fremd und anders markiert werden. Kultur dient als Fremdmacher und damit als Identitätsproduzent und Identitätsbehauptung.“ (Messerschmidt 2008: 5)

„Unser Lebensgefühl ist die Entfremdung. Sie wird begleitet von der Angst, die anderen in der Harmonie ihrer Gleichheit zu stören. Von der Angst, von den anderen als Fremdkörper



wahrgenommen zu werden. Selten reden wir über dieses Gefühl. Wer könnte uns schon verstehen? Wir wollen normal sein, und wenn das nicht geht, wollen wir wenigstens so tun, als ob.“ (Topçu, Bota, Pham 2012: 52)

„Zumal ich halt hier nicht wirklich mit offenen Armen von manchen empfangen wurde aufgrund meiner Hautfarbe. (...) Meine Mutter konnt das nie nachvollziehen, hat immer gesagt: ‚Du musst dich anpassen!‘ Das habe ich ja versucht. Aber wenn mir dann jemand sagt, ich bin schwarz. Wie soll ich mich..., soll ich mich anmalen? Soll ich wie Michael Jackson rumlaufen irgendwann?“ (Fleur, in: Euler, Wenzel 2013: Filmzitat aus „Fremdes Ufer“)

Diesen drei Zitaten sind zwei Dinge gemeinsam: Zum einen geht es um Unterschiede, um Fremdheit und Fremdmachen oder Fremdgemachtwerden. Zum zweiten dienen diese Unterschiede als Markierungen, als Anzeichen von (vermeintlicher) Fremdheit. Jede Aussage und jede Vorstellung über das Fremde ist aber auch eine Aussage über das Eigene und eine Vorstellung vom Eigenen, ohne dass das Eigene direkt genannt oder beschrieben wird (Nieswand 2004). Ausgedrückt wird damit die Differenz zwischen dem Fremden und dem Eigenen. Diese Differenz orientiert sich an Markierungen. Diese Markierungen können Hautfarbe, Aussehen, Kultur, Religion, Alter, Geschlecht usw. sein. Sie ermöglichen es, eine Einschätzung vom Gegenüber oder von Gruppen zu treffen, auf deren Grundlage mit diesem Gegenüber oder diesen Gruppen interagiert werden kann. Diese Markierungen sind eng verbunden mit Stereotypen – es ist sehr wahrscheinlich, dass solche Markierungen Stereotype aktivieren.⁷

Bemerkt und markiert wird aber stets nur das, was „nicht normal“ erscheint, das „Andere“ oder die „Anderen“. Diese „Anderen“ werden damit auch zu einer (anscheinenden) Abweichung von einer Norm gemacht. Die Norm selbst wird weder genannt noch markiert. Sie erscheint als selbstverständlich und damit als nicht erklärungsbedürftig. Die Darstellung, was „anders“ oder „nicht normal“ ist, basiert daher immer auf einer Vorstellung von Normalität und ist Ausdruck von Normen und eine (mindestens implizite) Wertung. Der Unterschied zwischen „normal“ und „nicht normal“ ist selten bewusst.

⁷ Siehe hierzu Kapitel 2.2 „Stereotype und Vorurteile“.



Wann haben Sie das letzte Mal die Aussage gehört „Das ist doch normal“? In welchen Situationen haben Sie das selbst das letzte Mal gesagt oder gedacht? Wie reagieren Sie im Gespräch auf eine solche Aussage?

Das Verhältnis von Fremdem und Eigenem, von „normal“ und „nicht normal“ ist jedoch die Differenz. Differenz an sich hat nach Hall (2004: 117–120) verschiedene Dimensionen:

Sie schafft Bedeutung, durch den Gegensatz, z.B. schwarz und weiß. Zwischen den Polen der Differenz bestehen immer auch Machtbeziehungen. So ist die Aussage „das ist doch keine normale Familie“ stets eine Abwertung der als „nicht normal“ eingeschätzten Familie. Die Vorstellung von Homosexualität als „heilbar“ ist ebenso eine Abwertung, denn dahinter stehen Vorstellungen von „gesunder“ Sexualität (Heterosexualität) und von der Notwendigkeit, das vermeintlich „Kranke“ heilen zu müssen. Auch die Frage „Wo kommen Sie denn nun wirklich her“ schafft Bedeutung: Sie ist Ausdruck für (unausgesprochene) Vorstellungen davon, wie ein Mensch, der „von hier“ kommt, auszusehen habe und dass niemand, der oder die so aussieht wie die angesprochene Person, „von hier“ sein könnte.

Bedeutung wiederum entsteht in der Interaktion. Sie ist damit veränderlich und nicht festgeschrieben. Dass verschiedene Familienkonstellationen wie Ein-Eltern-Familien, Patchworkfamilien, Regenbogenfamilien unter anderem inzwischen auch als Familien angesehen werden, ist Ausdruck der Veränderlichkeit. Das zeigt, dass Bilder und Normen sich verändern, indem die Realität vielfältiger wird und die Vielfalt sichtbarer.

Darüber hinaus ist Differenz die Basis der symbolischen Ordnung. Sie beschreibt Positionen in einem System von Kategorien. Wenn Dinge also in der falschen Kategorie auftauchen oder in keine Kategorie passen, wird die symbolische Ordnung gestört oder zumindest verunsichert. So stellt Homosexualität verschiedene symbolische Ordnungen infrage: in allererster Linie werden Geschlechterbilder („ein richtiger Mann begehrt Frauen“ und „eine richtige Frau braucht einen Mann“) aufgebrochen. Zwei Männer mit einem Kleinkind, die im Zoo eine Familienkarte verlangen, geben sich nicht nur als schwules Paar zu erkennen, sondern verunsichern auch zusätzlich ein möglicherweise eingeschränktes Familienbild, das bestenfalls zwei Frauen mit einem Kind als Familie



anerkennen würde. Der sogenannte „Kopftuchstreit“ ist ein weiteres Beispiel für die Verunsicherung der symbolischen Ordnung, die einige Bundesländer mit einem Kopftuchverbot für Lehrerinnen beantworteten. Diese Verunsicherung reicht jedoch noch weiter und äußert sich tagtäglich in stereotypen Darstellungen und Vorstellungen von Musliminnen und Muslimen als Migrantinnen und Migranten, ohne Berücksichtigung dessen, dass es in Deutschland Muslime ohne Migrationshintergrund gibt.

Differenz ist insgesamt gesehen also ambivalent: sie kann positiv, als auch negativ sein. Sie ist produktiv (in Bezug auf Bedeutung, Sprache, Kultur, soziale Identitäten, subjektives Bewusstsein usw.). Und sie ist bedrohlich, eine Quelle von Gefahr, negativen Gefühlen, Feindseligkeiten und Aggressionen gegenüber dem „Anderen“ (Hall 2004: 122). Darstellungen von Differenz sind also „eine komplexe Angelegenheit“, die „im Betrachter oder in der Betrachterin tief sitzende Gefühle, Geisteshaltungen, Ängste und Befürchtungen [mobilisieren.]“ (Hall 2004: 109).

Diese (unbeabsichtigten) Effekte sind auch in der Sozialen Arbeit zu beobachten. Konzepte wie interkulturelle Öffnung, Diversity usw. versuchen dem zu begegnen. Zwar wird Interkulturalität konzeptionell oftmals recht weit gefasst. Sie bezeichnet „das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Lebensformen“ und „reduziert sich nicht auf das Verhältnis von Deutschen und Zugewanderten“ (Schröer 2011: 307). Vielmehr umfasst sie „Unterschiede des Geschlechts, des Alters, der Religion, der sexuellen Orientierung, der körperlichen Ausstattung, der sozioökonomischen Lage, aber auch Unterschiede zwischen verschiedenen Betriebs- und Verwaltungskulturen“ (Schröer 2011: 307). Dennoch stellt sich in der Alltagspraxis immer wieder die Frage, wie „eine Balance herzustellen [ist] zwischen der Beachtung von – im Einzelfall – relevanten Differenzen und der gleichzeitigen Berücksichtigung, dass viele Aspekte im Leben von Familien mit und ohne Migrationshintergrund sich gleichen“ (Jagus, Sievers, Teupe 2012: 15). In der Praxis reduziert sich die Lösung für diesen Anspruch jedoch allzu oft – mangels zeitlicher, personeller und anderer Ressourcen – auf die Beschäftigung von Kolleginnen und Kollegen mit Migrationshintergrund bzw. auf die Mehrsprachigkeit in einem Team. Problematisch ist dieser Ansatz eines multikulturellen Teams, weil immer wieder und wie selbstverständlich die Kolleginnen und Kollegen mit Migrationshintergrund für die Arbeit mit den migrantischen Klientinnen und Klienten abgestellt werden, für alle migrationsbezogenen Fragen als Expertinnen und Experten herangezogen werden – unabhängig



davon, ob sie wollen oder nicht oder es ihrer Qualifikation entspricht oder nicht. In der Folge findet keine „interkulturelle Öffnung“ statt, sondern der status quo wird erhalten und lediglich ein wenig anders gestaltet. „Die Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund ist (...) bisher häufig noch von gegenseitigen Unsicherheiten (der Fachkräfte, aber auch der betroffenen Familien) charakterisiert“ (Jagusch, Sievers, Teupe 2012: 14).

Im Endeffekt sind also auch „in pädagogischen Ansätzen, die (...) mit dem Label ‚interkulturell‘ gekennzeichnet werden, (...) Annahmen über Fremdheit enthalten und somit implizit vorausgesetzte gesellschaftliche Standards von Nichtfremdheit oder Zugehörigkeit“ (Messerschmidt 2008: 6). Es wird zwar ein dynamischer Kulturbegriff propagiert. Aber je konkreter es wird, desto stärker scheint sich „wieder ein statischer und national konnotierter Kulturbegriff durchzusetzen“ (Reindlmeier 2006: 51). Dadurch entstehen Kulturalisierungen. Das heißt „Verhaltensweisen von Individuen als auch gesellschaftliche Verhältnisse [werden] kulturell interpretiert und auf diesen Aspekt reduziert“ (Reindlmeier 2006: 50). In der Folge werden Strukturen „auf der individuellen wie auch auf der strukturellen Ebene (...) vereinfacht“ und „andere Differenzen sowie die dahinter stehenden Machtverhältnisse ausgeblendet“ (Reindlmeier 2006: 50).

Beim Thema Homosexualität und Migrationsfamilien zeigt sich die „Schwierigkeit der Balance zwischen Differenzsensibilität und Differenzdekonstruktion“ (Jagusch 2012: 93) beispielsweise in Befürchtungen von Fachkräften, Ratsuchende mit Migrationshintergrund mit dem Thema Homosexualität zu verschrecken, zu wenig über Homosexualität insbesondere in der „Kultur“ der Klientinnen und Klienten zu wissen oder auch selbst als Mitglied der Mehrheitskultur „ein so heikles Thema“ nicht adäquat ansprechen zu können, ohne dass es wie Bevormundung oder Belehrung aufgenommen wird (vgl. Familien- und Sozialverein 2007). Mögliche Probleme oder Konfrontationen vorwegnehmend, wird dann das Thema Homosexualität in Migrationsfamilien sicherheitshalber komplett ausgeblendet. Das trägt jedoch nicht nur zur Tabuisierung von Homosexualität (im Kontext der Sozialen Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund) bei. Vielmehr festigt es auch Stereotype über Migrantinnen und Migranten und über Menschen, denen ein vermeintlicher Migrationshintergrund zugeschrieben wird, und verhindert letztlich die professionelle Unterstützung von Betroffenen (z.B. Lesben und Schwulen mit Migrationshintergrund und ihren Familien).



Kulturalistische Erklärungsmuster spielen darüber hinaus eine wichtige Rolle innerhalb „kultureller“ Rassismen, die nicht mehr mit dem Bezugspunkt „Rasse“ (biologischer Rassismus) sondern „Kultur“ argumentieren. Rassismus ist ein Prozess der Naturalisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen. Er beruft sich zum einen auf die Konstruktion von „Rassen“, die „vermeintliche oder tatsächliche Körpermerkmale mit Charaktereigenschaften und Handlungen der Menschen so verknüpft, dass bestimmte Verhaltensweisen für ein Resultat der Abstammung gehalten werden.“ Die „behaupteten Eigenschaften [werden außerdem] bewertet bzw. abgewertet“ und die definierende Gruppe hat die Macht, ihre Definition durchzusetzen (IDA e.V. 2006). In einem kulturell argumentierenden Rassismus liegt der Fokus dann auf der Unveränderlichkeit und Unüberbrückbarkeit kultureller Differenzen, wobei ein Pol der Differenz stets abgewertet wird. Der zugrunde liegende statische Kulturbegriff betont die Differenzen zwischen Kulturen und schreibt sie als unüberwindbar und allumfassend fest.

Werden die Differenzen zwischen Kulturen solchermaßen betont, setzt dies implizit kulturelle und nationale Zugehörigkeit gleich, stärkt aber auch die „Unterscheidung in ‚Wir und die Anderen‘“ (Reindlmeier 2006: 60). Ausgeblendet wird dabei die Frage, wer die Unterscheidung bestimmt und „wessen Verhaltensweisen und Handlungen als stark ‚kulturell geprägt‘ gedacht werden“ (Reindlmeier 2006: 60). Es ist stets nur die Kultur der „Anderen“ erklärungsbedürftig, nicht aber das „Eigene“, die „eigene“ Kultur (der Fachleute wie Ethnologinnen, Sozialarbeiter, Pädagoginnen, aber auch der Einheimischen, Deutschen, Weißen usw.). Das „Verhalten von Menschen mit Migrationshintergrund [wird] oft mit dem Hinweis auf deren ‚Kultur‘ erklärt bzw. oft sogar darauf abgeleitet. (...) Nicht in den Blick geraten dabei die Gründe des Individuums, warum es in einer spezifischen Situation so und nicht anders handelt und welche subjektive Funktion dies jeweils hat. Das hat zur Folge, dass das Handeln der Individuen kulturalisiert und entsubjektiviert wird. Es würde jedoch niemand auf die Idee kommen, Verhaltensweise und Handlungen von Mehrheitsangehörigen auf die Weise erklären zu wollen: Bei diesen wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass diese ‚Gründe‘ (und nicht ‚Kultur‘) für ihr Handeln hätten.“ (Reindlmeier 2006: 61f.). Beispiele dafür finden sich massenweise in medialen und Alltagsdarstellungen von Migrantinnen und Migranten. Aber auch Menschen ohne eigene Migrationsbiografie werden infolge kulturalistischer (das heißt kultur-rassistischer) Zuschreibungen zu „Anderen“, zu „Fremden“ gemacht. Das zeigt sich z.B. in Fragen nach der Herkunft („Wo kommen Sie denn nun wirklich her?“), in Kommentaren wie „Sie



sprechen aber gut deutsch!“, in Vorstellungen wie „mit dem Thema Homosexualität verschrecke ich meine Klientinnen und Klienten mit Migrationshintergrund“, in der Diskussion um bestimmte religiöse Symbole in öffentlichen Räumen usw.

Zusammengefasst muss also festgestellt werden, dass ein Alltagsverständnis von „Kultur“ in Form von Kulturalisierungen an die Stelle eines biologischen Rassismus getreten ist. Auch in der Sozialen Arbeit scheinen bei allen reflektierten Ansprüchen immer wieder kulturelle Stereotypisierungen und Kulturalisierungen durch, denen sich auch eine Fachperson nur schwer entziehen kann.⁸ Ein Grund dafür ist die Wirkung von Stereotypisierung als Praxis der Darstellung und Sinnggebung. Die Kritik an Kulturalisierungen sollte jedoch nicht die Konsequenz haben, nun völlig auf „Kultur“ als eine mögliche Differenzdimension zu verzichten. Zugegebenermaßen ist die Verführung einer kulturellen Perspektive im Zusammenhang mit Tabuthemen oder mit Ängsten besonders groß. Denn sie bestärkt die Tendenz, „nicht mehr zu fragen, aufgrund welcher Bedingungen etwa in der Interaktion zwischen ethnischen Minderheitenangehörigen und Mehrheitsangehörigen die Akteure auf das Deutungsmuster kulturelle Identität zurückgreifen und wie es erklärbar ist, dass dies in anderen Akteurskonstellationen nicht geschieht“ (Mecheril 2011: 41). Die kulturelle Perspektive lenkt zudem von der Auseinandersetzung mit eigenen Tabus, aber auch anderen Selbstverständlichkeiten ab.

Kultursensibilität als professionelles Prinzip und persönliche Haltung

Mit Mecherils (2011) Charakterisierung der Verführung durch eine „kulturelle“ Perspektive sind bereits die Möglichkeiten angedeutet, mit denen in der Sozialen Arbeit mit Menschen mit und ohne

⁸ Angesichts dessen ist es bemerkenswert, dass im relativ aktuellen „Handbuch Migration und Familie mit Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien“ (Fischer, Springer 2011) mit über 500 Seiten lediglich einmal der Begriff „Rassismus“ auftaucht und dreimal der Begriff „Kulturalisierung“. Wenn auch der Artikel von Fischer (2011) ausführlich fachliche Diskurse über Interkulturalität und Kulturbegriffe darstellt. Sie zieht aus dieser Darstellung ähnliche Konsequenzen in Bezug auf interkulturelle Kompetenz wie hier unter dem Prinzip Kultursensibilität dargelegt werden. Es scheint jedoch, dass die Auseinandersetzung mit der Möglichkeit eigener rassistischer oder kulturalistischer Handlungsweisen und Vorstellungen auch unter Fachleuten ein Tabu ist (vgl. hierzu als eine der wenigen Forschungen zum Thema Melter 2006). Dafür spricht auch das große Interesse am Thema „Kultursensibilität“ in Fortbildungen und Vorträgen. Dieses Interesse war stets begleitet von vielen Nachfragen zu „kulturspezifischen“ Informationen über Homosexualität in der xyz-Kultur und großer Enttäuschung über die Antwort „Wir können nicht sagen, wie Angehörige der xyz-Kultur auf ein Coming-out reagieren“. Ähnliches beschreibt Jagusch (2012: 100f.) für den Bereich Kinderschutz als Ausdruck für die (trägerische) Hoffnung, „Handlungssicherheit aus dem Wissen über bestimmte Herkunftsländer ziehen zu können“.



Migrationshintergrund Kulturalisierungen entgegengewirkt, rassistische Erfahrungen thematisiert und die eigene professionelle Praxis reflektiert werden kann und sollte. Im LSVD-Modell-Projekt „Kultursensible Aufklärung zum Thema Homosexualität für Familien mit Migrationshintergrund (2008–2010)⁹ wurde dazu das Konzept „Kultursensibilität“ entwickelt, insbesondere in Hinblick auf das Thema Homosexualität und Migration. In den Fortbildungen des Projekts „Homosexualität und Familien“ (2011–2014) wird es weiter vermittelt. Dieses Konzept basiert auf einem handlungsorientiertem, dynamischen Kulturbegriff. „Kultur“ umfasst hier die Gesamtheit aller Selbstverständlichkeiten (Werte, Normen und Praktiken), die Personen miteinander teilen und „in denen die aktuelle Verfaßtheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen“ (Rommelspacher 1995: 22). „Kultur“ in diesem Sinne hilft, Erfahrungen und Handlungen in einen sinnvollen Zusammenhang zueinander zu stellen. Kulturen sind „Landkarten von Bedeutungen“ (Foitzik 2008: 14). Die Selbstverständlichkeiten bzw. Bedeutungen sind vielfältig, veränderlich und nicht exklusiv, sondern überschneiden sich in ihrer Summe mit anderen. Sie sind handlungsanleitend, strukturieren Interaktionen und werden durch Interaktionen hergestellt und reproduziert. Sie helfen bei der Definition von Zugehörigkeiten (vgl. Borchardt 2009). Ein solches Verständnis von Kultur vermeidet die „weit verbreitete (...) Gewohnheit, Interaktionsschwierigkeiten mit Kulturunterschieden zu begründen (Schlagwort ‚Kulturkonflikt‘)“ (Radice von Wogau, Eimmermacher, Lanfranchi 2004: 8). Kultur in diesem Sinne beschränkt sich außerdem nicht auf ethnische Grenzziehungen und berücksichtigt mehrfache (kulturelle) Zugehörigkeiten. Dieses Verständnis dient als Grundlage für den Handlungsansatz „Kultursensibilität“ in der Sozialen Arbeit. In der Praxis bedeutet das, folgende einzelnen Prinzipien zu beachten¹⁰:

- Mehrfachzugehörigkeiten sind eine Ressource, und sie sind der Normalfall!
- „Kultur“ ist dabei nur EINE Dimension von Differenz, andere Differenzlinien (wie Geschlecht, Alter, körperliche Fähigkeiten, sozialer Status usw.) müssen ebenfalls berücksichtigt werden.

⁹ Zu den Ergebnissen, Ansätzen und Methoden des LSVD-Projektes Migrationsfamilien siehe www.migrationsfamilien.de.

¹⁰ Für weitere Anregungen, um Einrichtungen der Sozialen Arbeit für das Thema Homosexualität in der Familie zu öffnen, siehe das Schlusswort zu diesem Handbuch „Handlungsempfehlungen und Beratungsprinzipien“.



- Dazu muss immer auch die Frage gestellt werden, unter welchen Bedingungen wer mit welcher Wirkung die Kategorie „Kultur“ benutzt? (Mecheril 2004: 116).
- Das bedeutet, insbesondere in der Arbeit mit Multiplikatoren (z.B. in Fortbildungen, Workshops, Aufklärungsveranstaltungen) „Kultur“ selbst zum Thema zu machen.
- Wenn „Kultur“ aus der Sicht der Klientinnen und Klienten eine Rolle spielt, sollte sie aus sich heraus verstanden werden, das heißt nachfragen, was eine scheinbar „kulturelle“ Spezifik für Klientinnen und Klienten bedeutet. Um Verstehen zu ermöglichen, sind Perspektivwechsel und Perspektivübernahme notwendig (Foitzik 2006: 17f.).
- Eine Voraussetzung dafür ist, die eigenen Werte, Normen, Praxen, Machtpositionen, Privilegien, Stereotype und Projektionen zu reflektieren.
- Offenheit für Irritationen hilft, zuvor unbewusste Selbstverständlichkeiten zu erkennen. Irritationen sensibilisieren also für mögliche (kulturelle und andere) Differenzen, die ausgehalten werden müssen, um das Gefühl von Verstehbarkeit zu bekommen.
- Nicht zuletzt gilt es, Ambiguitätstoleranz zu entwickeln, das heißt die Toleranz gegenüber der Verunsicherung und Ungewissheit, die „Gleichzeitigkeit von Verstehen und Nicht-Verstehen“ anzuerkennen und damit eine Haltung „selbstironischer Fehlerfreudigkeit“ zu praktizieren, die „Er-Findungskunst [trägt], die auf das Gestalten von Kontaktgrenzen und Zwischenräumen abzielt“ (Mecheril 2004: 129).

Kultursensibilität ist damit keine Kompetenz, die in einem oder zwei Seminaren zertifiziert werden könnte. Kultursensibilität ist eine Haltung der Reflexion und Selbstreflexion, die immer wieder bewusst eingenommen und beständig geübt werden muss. Sie beinhaltet die Reflexion von Machtpositionen, Privilegien und Handlungsspielräumen, innerhalb derer Bedeutungen verhandelt, reproduziert, aber auch Kulturalisierungen vorgenommen werden. Sie zielt vor allem auf den reflektierten und bewussten Umgang mit der eigenen „kulturellen Brille“ und kann nicht allein ohne Sensibilität anderen Differenzlinien gegenüber wirken. Kultursensibilität ist also nicht nur in der interkulturellen, internationalen oder Sozialen Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund relevant. Sie ist vielmehr eine umfassende Haltung, die verschiedene (nicht national oder ethnisch definierte) Kulturen anerkennt, respektiert und zu verstehen versucht, während sie das Nicht-Verstehen akzeptiert.



Als professionelle Kompetenzen in der Sozialen Arbeit sind jedoch wenigstens zwei Kompetenzen unerlässlich: Urteils- und Beobachtungskompetenz. Das heißt, die Reflexion, wo und wann kulturelle Differenzen pädagogisch und beraterisch relevant sind und wo nicht (Mecheril 2011: 42), sollte im professionellen Alltag auf einer regelmäßigen Basis stattfinden. Übungen mit den eingangs vorgestellten Fragen können dazu in Teambesprechungen, aber auch in Supervision oder in kollegialem Zwiegespräch durchgeführt werden. Das bedeutet aber auch, sich selbst (und Kolleginnen und Kollegen dazu anzuregen) zu fragen, wer wen warum fremd macht und welche Machtpositionen dazu genutzt werden (vgl. Rommelspacher 1995). Entscheidend ist dabei, Kulturalisierungen nicht aus vermeintlich politischer Korrektheit zu verschweigen – denn bevor sie reflektiert und kritisch bearbeitet werden können, müssen sie erkannt werden. Das funktioniert aber nicht, solange sie verschwiegen werden.

Unter diesen Voraussetzungen ist es möglich, sich auch als Fachkraft von defizitorientierten Problemzuschreibungen zu lösen, Klientinnen und Klienten mit ihren Mehrfachzugehörigkeiten und entsprechenden Ressourcen wahrzunehmen und mit ihnen gemeinsam Handlungs- und Gestaltungsspielräume zu identifizieren und auszubauen.



„Ich kann sehr gut beurteilen, was mir gut-, und was mir nicht guttut. Und ich glaube, dass [sic] kann nicht jeder, der nur in einer Kultur geblieben ist. Weil der Blick von außen fehlt. Wir Wanderer zwischen den Welten sehen mehr, das ist sehr schön, aber auch sehr anstrengend.“ (Amor, Bolivien, in Ruhrus, baraka 2011: 18)

„Das [die Balance im Leben zu halten] gelingt mir, indem ich die beiden Seelen, die in mir sitzen, die polnische und die deutsche, auseinander halte und mir daraus nehme, was ich schätze und für mich richtig finde. Und den restlichen Müll liegen lasse.“ (Jacek, Polen, in: Ruhrus, baraka 2011: 61)

„Ich glaube, ich lebe viel bewusster als die ‚Normalen‘, einfach weil ich bewusst leben muss. Und dafür bin ich sehr dankbar. Ich hätte so viele schöne Dinge nicht erlebt, in einem gemütlichen normalen Leben. In dem hätte ich mich um gar nichts kümmern müssen.“ (Mary, Kenia, in: Ruhrus, baraka, 2011: 91)

„Wenn du immer in der Eifel oder in Köln lebst, ist die Welt doch viel kleiner und enger. Weggehen dagegen öffnet viele Türen und Horizonte. Diese Erfahrung macht stark – wenn man sie gut übersteht.“ (Maria, Griechenland, in: Ruhrus, baraka 2011: 84)

Auf den Ebenen von Trägern, Politik, Gesellschaft und Medien ist es dazu notwendig, sich weiterhin für den Abbau von gegenseitigen Vorurteilen einzusetzen, Vielfalt als Ressource zu nutzen und Bündnisse zu schließen.